

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 4

Artikel: Der Wettlauf
Autor: Georgi, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663445>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 20.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mer gleich bei der Hand, Verfehlungen unserer Kinder durch körperliche Züchtigung zu strafen. Und solchen Strafen suchen die Kinder auszuweichen, indem sie begangene Fehler zu verdecken suchen, indem sie also lügen.

Folglich liegt die Sache so: Nehmen wir unsern Kindern das Angstgefühl vor Schlägen und ähnlichem, so fällt in den meisten Fällen der Grund zur Lüge und damit auch die Lüge weg. Selbstverständlich dürfen wir nie stillschweigend über eine Lüge unserer Kleinen hinweggehen. Im Gegenteil wollen wir jeder Lüge auf die Spur kommen. In dieser Sache darf es kein Auge-Zudrücken geben. Aber statt daß wir zur Rute greifen oder mit polternder Stimme auf den Fehlbaren lossahren, wollen wir ihn lieber in aller Ruhe auf das Unschöne seiner Lüge aufmerksam machen, wollen darauf hinweisen, daß durch eine Lüge das vorausgegangene Böse nicht

ungefähr gemacht wird, wollen mit aller Entschiedenheit eine Wiederholung der Lüge, die ja doch an den Tag kommt, uns verbieten, wollen den Mutigen preisen, der sich zur Tat bekennt, wollen unser Kind den Lügner verachten lernen und vor allem die Veranlassung zur Lüge, den begangenen Fehler, nicht zu hart bestrafen und auch da mit einem ernstem Wort dahin wirken, daß der Fehler sich nicht wiederholt. Für solch ernste und kurze Verweise (ja keine langatmige Lamentationen!) ist die feine Kindesseele viel empfänglicher als für Prügel, die letzten Endes doch nur Körper und Geist abstumpfen.

Wir wollen nicht erschrecken, wenn unsere Kinder einmal lügen, aber wir wollen das Lügen nicht zur Gewohnheit werden lassen. Und vor allem: wir wollen mit gutem Beispiel auf unser Kind einwirken.

Der Wettlauf.

Von Stephan Georgi.

Seit Jahr und Tag flatterten aus der weißen, idyllisch unter Fichten gebauten Villa jene beschwingten Melodien mit der seltsam exotischen Färbung über die Häuser der kleinen toskanischen Hafenstadt Viareggio hinaus. Manches oft erklungene Gefüge einiger Takte hatte sich bereits in den Ohren der Einheimischen verfangen; sie piffen es auf den Straßen vor sich hin, und wenn jemand sie fragte, was das wohl sei, zuckten sie die Achseln: „Das wissen wir nicht, aber es ist vom Maestro Puccini.“

Vor nun mehr als drei Jahren hatte Giacomo Puccini gemeinsam mit den beiden Dichtern Simoni und Adami die Oper „Turandot“ begonnen. Frohlockend, nach zwei tatenlosen Jahren endlich wieder ein nicht nur vorzüglich für ihn geeignetes, sondern sogar — wie schon die erste Konzeptfassung ergab — ein Meisterstück von Libretto gefunden zu haben, war er sogleich mit einem solchen Feuereifer darüber hergegangen, daß die Librettisten nicht mehr Schritt zu halten vermochten. Die Presse hatte der Welt des Meisters neuestes Vorhaben verkündet, und eine Welt half ihm. Aus allen Teilen des Kontinents gingen ihm auf seine Bitte hin seltene Unterlagen für das exotische Sujet zu, sogar das British Museum ließ ihm das wertvolle, einmalige Exemplar alter chinesischer Rhythmen. Dennoch ging die Arbeit nur stockend und bruchstückweise vorwärts, viel zu langsam für die

drängende Begeisterung des Komponisten, und immer wieder überschüttete der ohne Worte und Verse Dastehende die beiden Dichter mit antreibenden Briefen und Telegrammen: Schickt Textfortsetzung! Zu Beginn des Jahres 1924 war das Werk endlich so weit gediehen, daß nur noch die Instrumentierung des letzten Aktes offen stand. Die Oper war bereits vertraglich vom Verlag Ricordi übernommen und der Termin der Aufführung festgesetzt worden... da schob sich langsam, aber unaufhaltsam eine knöchernerne Hand zwischen den Meister und sein Werk.

Viareggio war durch die Anwesenheit Puccinis eine berühmte und gastefrohe Stadt geworden. Große Gesellschaften liebte der Maestro nicht, ihnen stand er mit einer Wortkargheit gegenüber, die sich bis zur Schüchternheit steigern konnte; im engen Kreise jedoch war er der unverändert lebenswürdige Gastgeber und angenehme Plauderer. Kaum einer der Gäste aber ahnte um jene Zeit, daß dieser schlank-sehnige, elastische Mann bereits um sein Leben rang. Es fiel nicht auf, wie der leidenschaftliche Raucher hier und da mit verbindlichem Nächeln eine angebotene Zigarette entgegennahm, um sie nach zwei oder drei Zügen wie zufällig beiseite zu legen. Für sein häufiges Hüfteln hatte er die Erklärung, von einer hartnäckigen Erkältung befallen zu sein. Kaum waren die Besucher gegangen, da riß er sofort alle Fenster auf, um die

reine, wohltuende Seeluft durch die Räume fluten zu lassen, die lindernd auf das bedenkliche Halsleiden wirkte.

Seit Ausbruch der Krankheit lebte Puccini im ständigen Hin- und Herschwanken zwischen Hoffnung und Resignation. Für Tage und Wochen gelang es ihm, den Glauben an die Ernstlichkeit der Krankheit zu verschleichen und sich Lebens- und Arbeitsmut zu erzwingen; dann wieder verfiel er in düstere Hoffnungslosigkeit: „Die ‚Turandot‘ wird nie vollendet werden!“

Als sich gegen Herbst das Leiden akut verschlimmerte, wandte er sich, endgültige Klarheit fordernd, an einige Spezialisten. Obwohl ihm der wahre Befund zunächst verschwiegen wurde, wußte der Kranke doch bald genug, daß er von einem rasch dem Ende entgegenführenden Kehlkopfkrebs befallen war.

Das jähe Wissen um die unabwendbare Tatsache traf Puccini wie ein Keulenschlag; aber er bewahrte Fassung und Haltung, verbarg die furchtbare Gewißheit der Familie und den Freunden gegenüber hinter stets gleichbleibender Liebenswürdigkeit. Nur sein ihm in rührender Fürsorge zur Seite stehender Sohn Tonio war eingeweiht.

Spät am Abend brannte noch immer Licht in des Meisters Arbeitszimmer. Seit Stunden saß Puccini im Lehnstuhl, seit Stunden drehte er an dem Wunderknopf des Radios. Und wie er den Zeiger suchend über die Skala des Welttons gleiten ließ, da trugen ihm die Wellen von da und dort, aus allen Teilen der Welt, seine eigene Musik, Puccini-Musik, zu. Mit inbrünstiger Andacht hörte der zum Tode Verurteilte auf das aus weiten Fernen ihm zuströmende Longeläut. Diese Weltgut gewordenen Melodien erzählten ihm sein ganzes Leben und Werden. Freilich, nur das Leben und Werden, das die Welt kannte. Wer wußte etwas von seinen ersten Kämpfen? Wer wußte etwas davon, wie vor vielen Jahren ein musikbegeisterter Knabe zu Fuß von Lucca nach Pisa gewandert war, um eine Aufführung der ‚Lida‘ zu erleben, so zu erleben, daß nichts mehr ihn abhalten konnte, es nacheifernd dem großen Verdi gleichzutun. Wer wußte etwas von dem magenkürzenden Studien- und Bohemienleben, das er gemeinsam mit Pietro Mascagni in Mailand geführt? Von seinen ersten, ihm unvergeßlichen Erfolgen? Die ‚Willi‘ waren entschlafen, der ‚Edgar‘ verschollen. Aber dann hatte das große Leben und Schaffen begonnen. Da stand auf ein-

mal auf allen Bühnen der alten und neuen Welt die melancholische Sünderin ‚Manon Lescaut‘, da beweinte Rudolph seine Mimi, zwang ‚Lisca‘ in den Bann betäubender Erschütterung, sang die kleine, unglückliche ‚Butterfly‘ ihr ‚Leb‘ wohl, mein Blütenreich‘, sang in New York die Destinn neben Caruso das ‚Mädchen aus dem Westen‘ und das Metropolitan Theater konnte es wagen, am nächsten Tage die horrenden Eintrittspreise zu verdoppeln, die aus Wien gekommene kleine ‚Schwalbe‘ war zwar etwas flügelahm geworden, aber das Tritico stand: das Eifersuchtsterzett ‚Der Mantel‘, die ergreifende Klosterszene ‚Schwester Angelica‘ und der pfiffige ‚Gianni Schicchi‘. — Und nun die ‚Turandot‘, diese wundervolle Oper, die beste von allen vielleicht, nicht vollenden dürfen?

Auf dem Tisch lagen verstreut die Manuskriptseiten des letzten Aktes. Der Kranke griff hastig zum Zigarettenetui, legte es aber alsbald mit einem bitteren Lächeln wieder fort. Dann sprang er auf, biß die Zähne zusammen, griff zur Partitur, fieberte sich in das Werk hinein und setzte sich an das Instrument. Bis tief in die Nacht warf die dicht verhängte Lampe ihren Lichtkegel auf Tasten und Notenpapier.

Puccini hatte den Wettlauf mit dem Tode aufgenommen.

Wochen fieberhafter Arbeit, aufreibenden Schwankens zwischen Hoffnung und Zweifel gingen dahin. Bis auf die Instrumentation des Schlußduetts war die ‚Turandot‘ vollendet... da wurde die sofortige Operation unumgängliche Notwendigkeit. Puccini fuhr in die Klinik nach Brüssel. Sein Sohn begleitete ihn und die ‚Turandot‘-Partitur.

Selbst beim Abschied von den Seinen täuschte Puccini noch hoffnungsvolle Zuversicht vor. Wie er aber in Wahrheit dachte, davon zeugen die abschließenden Worte: „Die Oper wird als Stückwerk aufgeführt werden, und dann wird irgend jemand vor die Rampe treten und dem Publikum sagen: An dieser Stelle starb der Meister.“

Die düstere Ahnung erfüllte sich.

Als am 25. April 1926 Arturo Toscanini die Uraufführung der ‚Turandot‘ in der Mailänder Scala dirigierte, klopfte er kurz vor Ausgang des dritten Aktes ab. Das Orchester setzte aus, die Sänger schwiegen; in der Totenstille des Raumes lag weihedvolles Gedenken: Hier starb Puccini.